

- Orgel: Aus Etüde II.
- Sprecherin: Es ist der 4. März 1922. Wie ein Lauffeuer verbreitet sich in Lübeck die Nachricht: „Der ‚Christus‘ ist geköpft!“- Und die Neugierigen, die noch frühmorgens in den Dom gelangen, finden im nordwestlichen Chorumgang die Kunde bestätigt: In der Nacht wurde dem überlebensgroßen Christus am Kreuz der Kopf abgeschlagen. Das Haupt des Gekreuzigten, mit den aufgerissenen Augen, ist verschwunden. Zwischen den verrenkten Schultern des bläulichgrün gebeizten Corpus rohes Eichenholz. Dahinter die mächtigen Schraubenköpfe, welche die rot getönten groben Eichenbalken des Kreuzes zusammenhalten: Hinrichtung des Gekreuzigten im Dom zu Lübeck – in der Passionszeit 1922!
- Sprecher: Nur eine verschwindende Minderheit der überwiegend evangelischen Bürgerschaft in der Heimat der Buddenbrooks begreift den Anschlag als Schandtat. Die meisten Menschen reagieren mit klammheimlicher Freude. Das moderne expressionistische Kruzifix sei eine Provokation, eine „bolschewistische Karikatur“, die den christlichen Glauben verhöhne. Allein eine Handvoll kritischer Geister stellt am Tatort Fragen, die nicht einmal der Lübeckischen Polizei in den Sinn kommen:
- Zitatorin: Wie konnten die Täter nachts mit Leitern und - weil der Kopf nach Meinung der Kunstexperten „fachgerecht demontiert“ wurde - mit Spezialwerkzeug in den Dom gelangen, um dort in mehr als sechs Metern Höhe ihre keineswegs geräuschlos ausgeführte Straftat zu begehen? Welcher Fachmann stellte sich den Einbrechern zur Verfügung? Ist die Hauseigentümerin der zur Tatzeit verschlossenen Kathedrale, die evangelisch-lutherische Domgemeinde, etwa mehr als nur die erklärte Sympathisantin der weithin als „mutige Männer“ gerühmten Kunststättentäter?
- Sprecher: Auf den Tag genau sind es 400 Jahre her seit jenem evangelischen Bildersturm im Frühjahr 1522. Als Martin Luther am 6. März aus seinem Wartburg-Versteck nach Wittenberg eilte, um den von Andreas Karlstedt entfachten und längst auf andere deutsche Städte übergreifenden Bildersturm mit Wort und Tat Einhalt zu gebieten nach dem Grundsatz: Nicht das Volk, sondern allein die Obrigkeit habe das Recht, die Vernichtung von Bildern, Plastiken und Altären zu veranlassen! In seiner eilends gefertigten Flugschrift „Wider die himmlischen Propheten, von den Bildern und Sakrament“ ruft Luther all jene zur Ordnung, die das Bilderverbot aus dem 2. Mosebuch, Kapitel 2, Vers 4: *„Du sollst dir kein Bildnis machen, weder des, der im Himmel, noch des, das unten auf Erden...ist“*, allzu wörtlich nehmen. Da schreibt der Reformator allen Bilderstürmern hinter die Ohren:
- Zitator: „Wo man das zulässt, daß der Pöbel ohn Obrigkeit die Bilder stürmet, so muß man auch zulassen, daß ein jeglicher zufahre und töte die Ehebrecher, Mörder, Ungehorsamen etc.... Derhalben lesen wir im Alten Testament allewege, wo Bilder oder Abgötter abgetan sind, daß da nicht der Pöbel, sondern Obrigkeit das Werk geführt hat... Daß man wohl siehet, wo Gott etwas heißt die Gemeine tun, und das Volk nennet, daß er's will nicht vom Pöbel ohn Obrigkeit, sondern durch die Obrigkeit mit dem Volk getan haben, auf daß der Hund nicht lerne an den Riemen das Leder fressen, das ist, an den Bildern sich gewöhne zu rotten auch wider die Obrigkeit.“
- Sprecherin: Martin Luther stillt zwar noch 1522 den Bildersturm. Aber mit seinem Machtwort ist in der evangelischen Kirche - der „Kirche des Wortes“ -

die theologische Spannung zwischen Wort und Bild nicht überwunden. Da bleibt denn auch der Bildersturm des Jahres 1522 im Weltprotestantismus kein Einzelfall. Der Lübecker Bildersturm 400 Jahre danach - dazu in einer lutherischen Kathedrale und Gemeinde - hat indes *keinen evangelisch-reformatorischen Hintergrund*. Die nach dem verlorenen Krieg in der verhaßten Demokratie heimatlos gewordene politische Rechte hatte auch in Lübeck unter dem Dach der Kirchen Schutz gefunden... Und wenigstens diesen wehrhaften Unterstand in einer verfluchten deutschen Republik wollte sie freihalten von allen Einflüssen der neuen Zeit, nicht zuletzt auch von allem - wie militante Antidemokraten die moderne Kunst zu nennen pflegen - „Kitsch und Schund des Kunstbolschewismus“.

Sprecher: Nach dem Weltkrieg begannen auch in Lübeck die Vereine, Bürgergesellschaften, Schulen und Kirchen ihren Gefallenen Denkmale zu setzen. Zu diesem Zweck hatte die evangelisch-lutherische St.-Marien-Gemeinde einen Wettbewerb ausgeschrieben. Und das Jurymitglied Carl Georg Heise, der Lübecker Museumsdirektor und Förderer moderner Kunst, hatte einige auswärtige Künstler gezielt zur Teilnahme eingeladen. Auch den Berliner Medailleur, Professor Ludwig Gies. Und der Vierunddreißigjährige fühlte sich herausgefordert zu seiner ersten expressionistischen Großplastik und schickte mit seiner Zusage auch sogleich einen Entwurf.

Sprecherin: Nach dem folgenden Modell ein drei Meter hohes Kruzifix über einer Holztafel, welche die Namen aller Gefallenen der Gemeinde tragen soll. Ein Gesamtkunstwerk von gut sechs Metern Höhe, welches jedoch dem in der St.-Marien-Gemeinde gepflegten Jesusbild derart radikal widersprach, daß die Gemeindeleitung abwinkte. Direktor Heise konnte dann aber die Leitung der Domgemeinde für den Entwurf interessieren und erteilte Ludwig Gies von sich aus den Auftrag, den Kruzifixus schon einmal auszuführen. Und Gies war von dem Lübecker Vorhaben derart besessen, daß er sich auf das Risiko einließ. Die Freunde bestärkten ihn nicht nur, sie vereinbarten auch mit ihm, sein Kruzifix in der „Dombauhütte“, im Pavillon für moderne Kirchenkunst auf der Münchner Gewerbeschau 1922, bestplaziert auszustellen.

Sprecher: In vier Monaten war das Kunstwerk vollendet. Seit dem 7. Dezember hing es zur Ansicht im Dom zu Lübeck. An Stelle der noch fehlenden Namentafel fußte das Kruzifix auf der etwa gleich hohen Grabplatte, die im rechten Wandstreifen einer früheren Seitenkapelle verankert ist. Der rotfarbene klotzige Querbalken des Kreuzes, mit der geöffneten rechten Hand Christi, ragte weit ins Fensterlicht. Und in der hellichten Seitennische des Chorumgangs entging dem Betrachter kein Detail:

Sprecherin: Nicht die dicken roten Blutspfpfen unter den Wundmalen und der stilisierten Dornenkrone. Nicht der Glanz, der von dem güldenen Scheibenimbus ausging und das Hinterhaupt des seitlich vorgeneigten Kopfes in warmes Licht tauchte. „Seht, welch ein Mensch!“ Ein Opfer aller Obrigkeiten im Todeskampf. Verrenkt. Verzeifelt. Gottverlassen. Und mit der bläulichgrünen Färbung des Corpus scheint selbst der Künstler sich eingereicht zu haben in die Menge derer, die dem Juden Jesus von Nazareth bis in die Gegenwart hinein Gewalt antun. Über allem aber - hervorgehoben durch das Licht und Gegenlicht der großen gotischen Domfenster - die vergebende Geste, die aufgerichtete rechte Hand des Ge-

- kreuzigten: „Vater, vergib!“-
- Sprecher: Das von politisch-klerikalen Kampfpapieren vergiftete Lübecker Bürgertum war jedoch zu unvoreingenommener Betrachtung unfähig. In der monatelangen Pressefehde um den ‚Lübecker Christus‘ lieferte schließlich der Dichter Julius Havemann das Hieb- und Stichwort vom „entarteten Christus“. Da wurden Worte zur Tat, und sei es die Drohung mit dem Kirchenaustritt. Am 2. Februar gab die Domgemeindeführung dem Druck nach. Sie beschloß, das Ehrenmal nicht zu kaufen und unverzüglich aus dem Dom entfernen zu lassen. Als der Kruzifixus nach einem Monat immer noch nicht abgehängt war, findet dann das sogenannte „gesunde Volksempfinden“ in der Nacht zum 4. März seine Vollstrecker.
- Orgel: Aus Etüde VI.
- Sprecherin: Keiner der Schandtäter, doch wenigstens der ‚Christus‘-Kopf wird gefunden. Im nahen Mühlenteich. An einen Stein gekettet. Carl Georg Heise läßt das Kruzifix in der Werkstatt seines Lübecker Museums restaurieren. So kann das in Deutschland unversehens zum bekanntesten Kunstwerk geratene Kruzifix doch noch seit dem Eröffnungstag der Münchner Gewerbeschau im Mittelpunkt der „Dombauhütte“ gezeigt werden. Doch mußte an der Trave der Kopf ‚Christi‘ dran glauben, an der Isar hat man es auf den Kopf des Künstlers abgesehen. Da meldet der Münchner Polizeibericht:
- Zitator „Man hörte schon Worte wie ‚herunterholen‘, ‚Handgranaten‘ usw. Kein Wächter will mehrere Tage hintereinander in der Dombauhütte Aufseherdienst machen... Es wurden schon Äußerungen gehört wie ‚Affenkasten‘ (oder) ‚Es ist ein Skandal, daß die Ausstellung einen solchen Schund zuläßt‘ (oder) ‚derjenige, der dieses Kruzifix gemacht hat, sollte an Stelle des Kruzifix aufgehängt und ausgestellt werden‘...“
- Sprecher: Waren es in Lübeck die Evangelischen, in München stellen die Katholiken dem Kunstwerk nach. Während des 62. Deutschen Katholikentages München wird die ‚Dombauhütte‘ geschlossen. Über die Gründe der Maßnahme schreibt die „Münchner Post“:
- Zitatorin: „...daß zahlreiche Beschwerden seitens religiöser Verbände, von völkischer Seite, von seiten des Reichs-Landbundes, dann die Rücksicht auf den bevorstehenden Katholikentag, die in einer (Nazi-) Versammlung von Radaupolitikern gefallenen Gewaltandrohungen und schließlich ein Ersuchen des Erzbischöflichen Ordinariats der Maßnahme vorgearbeitet hätten“.-
- Sprecher: Unmittelbar nach dem Katholikentag, am 26. August 1922, wird der „Lübecker Christus“ auch in München abgehängt. Anderntags ist die „Dombauhütte“ wieder geöffnet. Katholiken und Nazis triumphieren. Irritiert zieht sich der Katholik Gies in sein Atelier zurück. Stillschweigend vermacht er seinen „entarteten Christus“ dem Stettiner Museum. Dann widmet sich Ludwig Gies nur noch seiner Profession als Medailleur.
- Sprecherin: Mit Erfolg! Nach dem Unglück mit dem Symbol der christlichen Kirchen spezialisiert sich Ludwig Gies fortan auf das Symbol des deutschen Staates – *den Adler*.- Als Ende der zwanziger Jahre die Berliner Reichskanzlei erweitert und renoviert wird, liefert Ludwig Gies die von ihm neu stilisierten Staatseembleme. Zwei leuchtende bronzene Reichsadler. Der eine am Turm - sitzend, mit gespreizten Flügeln. Der andere - mit weit ausladenden Schwingen - am Haupteingang in der Wilhelmstraße. Und Ludwig Gies, der Verfemte des Jahres 1922, macht wenige

- Jahre später Karriere in Deutschland. Wird sogar Mitglied der Preußischen Akademie der Künste.
- Sprecher: Aber wo immer im Deutschland der zwanziger Jahre Zensoren über sakrale Kunst richten, steht Gieses Kruzifix als Maßstab für „Entartung“. Auch in Lübeck wieder, als der Ratzeburger Bildhauer Ernst Barlach seine Skizzen vorlegt für einen Figurenzyklus an der Außenfassade der Lübecker Katharinenkirche. Den Auftrag dazu hatte Barlach von demselben Carl Georg Heise erhalten, der auch schon das Gies-Kruzifix realisieren ließ. Aber Barlach-Skulpturen wie seine umstrittenen Kriegerdenkmale in Güstrow und Magdeburg oder seine Bronze ‚Das Wiedersehen‘ gelten als „slawisch-ostisch“ und deshalb als „entartet“. Es ist vor allem Paul Denker, der Hauptpastor von St.-Marien, der die Stadt der Buddenbrooks gegen den evangelischen Barlach aufbringt. Und der „Kunstpastor“ vergißt nie, seine Kommentare mit Erinnerungen wie dieser zu schärfen:
- Zitator: „...ich kann mir nicht helfen, ich fühle mich davon geradeso abgestoßen wie seinerzeit von dem Kruzifixus von Gies...“
- Sprecherin: Doch während Ludwig Gies noch an seinen Entwürfen für die neuen Hoheitszeichen der Reichskanzlei arbeitet, hat auch Berlin einen „entarteten Christus“. Der als Dadaist umstrittene Maler und Graphiker George Grosz hat einen pazifistischen Christus gezeichnet. Im protestantischen Preußen eine „Entartung“ des christlichen Glaubens. Also werden die Graphik, die erreichbaren Reproduktionen und die Druckplatte beschlagnahmt, George Grosz und sein Verleger Wieland Herzfeld nach Paragraph 166 des Strafgesetzbuches angeklagt:
- Zitatorin: „Wer dadurch, daß er öffentlich in beschimpfenden Äußerungen Gott lästert, ein Ärgernis gibt oder wer öffentlich eine andere Religionsgemeinschaft oder ihre Einrichtungen oder Gebräuche beschimpft..., wird mit Gefängnis bis zu drei Jahren bestraft.“
- Sprecher: Die Anklageschrift vom 1. September 1928, die je 1.000 Mark Geldstrafe für Grosz und Herzfeld sowie „Unbrauchbarmachung“ der Graphik, der Reproduktionen und der Druckplatte fordert, gibt das Charlottenburger Gericht diese Bildbeschreibung:
- Zitatorin: „Ein am Kreuz hängender äußerst abgemagerter Christus ist in der allgemein gebräuchlichen Darstellung abgebildet, jedoch mit folgenden Besonderheiten: Das Gesicht ist durch eine Gasmasken verdeckt. An den Füßen befinden sich Soldatenstiefel, durch die die Kreuzesnägel getrieben sind. Die linke Hand ist nicht ans Kreuz genagelt sondern hält am erhobenen Unterarm ein Kreuz. Unterschrift: ‚Maul halten und weiter dienen‘.“
- Sprecherin: Am 10. Dezember gibt George Grosz dem Schöffengericht zu Protokoll:
- Zitatorin: „Das Bild stellt einen Christus dar, der von der kriegerischen Idee vergewaltigt wird... Ich stelle mir Christus als einen Prediger der Liebe vor und dachte mir die Situation, wenn er wieder auf die Erde käme so, wie auf dem Bild dargestellt. Die unter dem Bild stehenden Worte (‚Maul halten und weiter dienen‘) sollen an Christus gerichtet, nicht aber von ihm gesagt sein. Ich bin formell evangelischer Konfession, gehöre jedoch innerlich der christlichen Kirche nicht an.“
- Sprecherin: Das Schöffengericht weiß, was es den Kirchen schuldig ist. Das Urteil soll abschrecken: 2.000 Mark je Angeklagten sowie Unbrauchbarmachung der Graphik, der Drucke samt Druckplatte. Und der Prozeßbeob-

achter der evangelischen Kirche berichtet seiner Berliner Kirchenbehörde hocheifrig:

- Zitator: „...Das Gericht unter Vorsitz eines mir persönlich bekannten Landgerichtsdirektors ging über den Antrag des Staatsanwalts weit hinaus!“
- Sprecherin: Und wieder macht ein „entarteter Christus“ Schlagzeilen in Deutschland. Aber das Berliner Berufungsgericht hebt das Urteil auf.- Doch der Freispruch der Angeklagten läßt die Kirchen nicht ruhen. Ohne das Ergebnis der beim Reichsgericht eingelegten Revision des Urteils abzuwarten, mobilisiert die evangelische Kirche ihre Verbände zum Widerstand. Der erste Aufruf erfolgt im April 1929. Er beginnt mit den Worten:
- Zitator: „Gegen den entarteten Zeitgeist in der Kunst. Der Verband der evangelischen Arbeiter- und Volksvereine... erhebt den schärfsten Einspruch gegen die Verhöhnung der christlichen Religion durch eine entartete Kunstrichtung...“
- Sprecher: Das Leipziger Reichsgericht hebt im Februar 1930 den Freispruch auf und verweist den Fall zur Neuverhandlung an die Vorinstanz. Die aber bleibt im Dezember bei ihrem Freispruch und löst damit einen Kulturstreit aus, als stehe der Untergang des „christlichen Abendlandes“ unmittelbar bevor. Am 5. November 1931 muß dann zwar auch das Reichsgericht in Leipzig die Angeklagten freisprechen, weil es ihnen nicht nachweisen kann, daß sie Gott vorsätzlich „gelästert“ haben. Das Bild jedoch hat verloren, denn im Urteil heißt es weiter:
- Zitatorin: „...Die Zeichnung... und alle im Besitze des Verfassers, Druckers, Herausgebers, Verlegers oder Buchhändlers befindlichen und die öffentlich ausgelegten oder öffentlich angebotenen Exemplare der Abbildung dieser Zeichnung sowie die zu ihrer Herstellung bestimmten Platten sind unbrauchbar zu machen.“
- Orgel: Aus Etüde VII



„Christus“ von Ludwig Gies, der 1922 in Lübeck geköpft wurde, und jener von George Grosz, den 1931 deutsche Reichsrichter zwar zur Vernichtung verurteilten, etliche Exemplare aber entkamen dem Staatsautodafé.

- Sprecherin: Das Reichsgericht war mit seinem abschließenden Urteil dem Prozeßgutachten des Theologieprofessors Helmuth Schreiner sogar nur zum Teil gefolgt. Der Mitarbeiter der evangelischen Apologetischen Zentrale nämlich hatte wie die Staatsanwaltschaft noch weitere Grosz-Graphiken der Gotteslästerung bezichtigt, als er vor Gericht schlußfolgerte:
- Zitator: „...Es steht über jedem Zweifel, daß die Tendenz der Bilder im Zusammenhang mit dem unmittelbaren Eindruck, den sie erwecken, das religiöse Gefühl des Christen und die Einrichtungen der Kirche aufs tiefste verletzen und dadurch eine Schädigung der Volksgemeinschaft heraufzuführen geneigt sind, wo immer sie gezeigt werden...“
- Sprecher: Dabei ist seit dem Streit um den „Lübecker Christus“ in der evangelischen Kirche die Kirchenkunst ganz neu in den Blick gekommen. Kirchenkunst nicht mehr als gefälliger Kirchenschmuck, sondern als Bekenntnis. Das Bild als Predigt! Mitte der zwanziger Jahre wiederbeleben Theologen, Architekten, Kunsthandwerker und -wissenschaftler den 1852 gegründeten „Verein für religiöse Kunst in der evangelischen Kirche“. Sein neues Mitteilungsblatt erscheint seit 1924 unter dem Titel „Kunst und Kirche“. Im Januar 1928 entsteht in Dresden eine evangelische „freie Arbeitsgemeinschaft“ mit dem Namen „Kunstdienst“. Der Gründungsaufwurf nennt Zweck und Aufgaben:
- Zitatorin: „An evangelische Kunst... müssen höhere Maßstäbe als bisher gelegt werden, wenn sie ihrer großen Bestimmung dienen soll: sinnbildlicher Ausdruck des Glaubens zu sein. Die Aufgabe des Kunstdienstes besteht... darin, diesen Anspruch in Kirche, Haus und öffentlichem Leben bewußt geltend zu machen. Er beschränkt sich nicht auf Kritik, sondern will echte religiöse Werte innerhalb aller Kunstgebiete finden, fördern und vermitteln“ (und zwar) „ohne Rücksicht darauf, ob diese Kunst auf kirchlichem Boden gewachsen ist.“
- Sprecherin: Doch während der vier Jahre des Kunstprozesses um die Groszgraphik gibt der „Kunstdienst“ keinen Laut. Dabei hätte doch seine erste große Wanderausstellung, die seit 1929 unter dem Titel „Hingabe“ in deutschen Großstädten gezeigt wird, dazu ein treffliches Forum geboten. Eine vielbeachtete Kunst-Schau, von der Oskar Beyer, der Dresdner Kunsthistoriker, Mitbegründer und Moderator des „Kunstdienstes“ sagt:
- Zitator: „Sie ist der Versuch, mit aktivistischen Mitteln einen Begriff, eine Idee zu illustrieren, nämlich die Idee des selbstlosen Einsatzes für eine Überzeugung.“
- Sprecher: Aber wenigstens im Streit um den Glaubensbruder Ernst Barlach wagt die Zeitschrift „Kunst und Kirche“ - neben einem Foto der als „entartet“ geltenden Plastik „Das Wiedersehen“ - zum 60. Geburtstag des Güstrower Künstlers am 2. Januar 1930 Partei zu ergreifen. Zum Beispiel mit solchen Sätzen:
- Zitatorin: „Die Erschütterungen der Seele auf der Wanderung durch das Fegefeuer der Welt haben den Menschen in Barlach geformt. Erst dann, geistig arm und aufs tiefste geläutert, durfte der Künstler die Hand ans Werk legen. Wer anders aber auch hätte nach dem Kriege die Aufgabe lösen können, die ein schwer leidendes Volk zu stellen hatte, denn Barlach...“
- Sprecherin: Und Ende 1930 begreifen dann auch die Kunstsachverständigen der evangelischen Kirche, weshalb selbst ein so früher Nationalsozialist wie Emil Nolde vor der Kunstkritik des „Völkischen Beobachters“ keine Gnade findet. Da veröffentlicht der Chefredakteur Alfred Rosenberg sein

Buch „Der Mythos des 20. Jahrhunderts“. Darin sieht der baltische Hugenottensohn, der in einer Regierung unter Adolf Hitler einmal Kunst- oder Kulturminister werden möchte, nicht nur ein neues Jesusbild - statt eines jüdischen „Schmerzensmannes“ einen arischen „Jesus als Held!“. Rosenberg suggeriert dort immer wieder seinen Lesern, daß Kirchenkunst im Heimatland der heidnisch-germanischen Vorfahren Kunst einer dem deutschen Menschen unwürdigen Fremdreigion und damit in Deutschland an sich und in sich „entartet“ sei:

Zitator: „Unsere Seele aber ist jüdisch verseucht worden; das Mittel dazu waren die Bibel und die Kirche Roms. Der abendländische Mensch rettete sich nur durch die Kunst und schuf sich in Bild und Stein seine Gottheit...

Zitatorin: „Man hat dieses Weltgefühl gotischen Bauens auf die Weltsehnsucht der Germanen zurückgeführt (...sah hierin sogar den Geist des Christentums): die Säulen die Baumstämme, die Spitzbogenmuster das Laub, die Fenster die Durchblicke des Himmels; unzweifelhaft liegt in dieser Deutung etwas Wahres, nur wird hier Ursache und Wirkung verwechselt... Aus dem lächelnden blonden Kinde, das oft ‚geradezu heroisch‘ in die Welt blickte, wird eine schmerzgequälte, zusammengebrochene Gestalt mit verzerrten Zügen und eiternden Wunden. Das Gefühl des völligen Niederbruchs, der Verzeiflung, des Todesopfers wurde das mittelalterliche Gegenstück zur heldischen Selbstverständlichkeit eines Siegfried...

Zitator: „Europas Religionssuchen wurde durch eine artfremde Form an der Quelle vergiftet, als seine erste mythologische Epoche ihrem Ende entgegenging. Der abendländische Mensch konnte nicht mehr in art-eigenen Formen denken, fühlen, beten...“-

Sprecherin: Umso größer ist deshalb die Freude bei allen evangelischen Kunstexperten, daß für Hitler der Prediger eines „Neuen Deutschen Heidentums“ und Ideologe jenes pöbelhaften „Kampfbundes für deutsche Kultur“ 1933 nicht ministrabel ist. Daß mit Reichsminister Goebbels ein Repräsentant des „positiv-christlichen“ Mehrheitsflügels der Partei das Kunstressort erhält. Und von Goebbels sind sie bald hellauf begeistert.

Sprecher: Als der evangelische „Kunstdienst“ Ostern 1933 aus Chicago kurzfristig eingeladen wird, im Zentrum der dortigen Weltausstellung „Ein Jahrhundert des Fortschritts“ eine Ausstellung mit neuer deutscher Kirchenkunst zu gestalten, stimmt Reichsminister Goebbels nicht nur ohne Zögern zu. Er läßt der unter Leitung des Kirchenbaumeisters Otto Bartning eingesetzten Kommission auch völlig freie Hand bei der Auswahl der Kunstwerke. Und für die schon am 1. Juni 1933 beginnende Weltausstellung unterstützt die NS-Regierung den evangelischen „Kunstdienst“ nicht nur technisch. Sie scheut auch sonst weder Mühen noch Kosten.

Sprecherin: Binnen einer Woche werden die zwischen Dresden und Güstrow ausgewählten Exponate nach Berlin geschafft. Die bewegenden Besuche bei Emil Nolde und Ernst Barlach unternimmt die Auswahlkommission gemeinsam. Beide steuern ihre neuesten Arbeiten bei. Ernst Barlach sogar seine bereits nach Lübeck gelieferte Skulptur für die Fassade der dortigen Katharinenkirche - den „Sänger“! Otto Bartning erhält in Lübeck gerade noch den Leihvertrag von Carl Georg Heise, ehe der aus seinem Museumsamt vertrieben wird. Dank Goebbels‘ Mithilfe kann die Kommission in ihrem Abschlußbericht festhalten:

- Zitator: „Die Vertreter des Reichspropagandaministeriums, des Preußischen Kultusministeriums und des Evangelischen Oberkirchenrates hatten die Ausstellung (der ausgewählten Exponate im Saal der Berliner Staatsschule für Freie und Angewandte Kunst) kaum besichtigt, da rückten auch schon die Packer an, und im Laufe von 12 Stunden war alles in die vorher nach Maß angefertigten Kisten verpackt... Tatsächlich war alles am 13. Mai früh in Bremerhaven an Bord der ‚Bremen‘, am 19. in New York, am 23. ausgeladen in Chicago und am 31. Mai fertig aufgestellt.“
- Sprecherin: Und am 1. Juni 1933 läßt Goebbels die „Kunstdienst“-Ausstellung in Chicago durch seinen Vertreter feierlich eröffnen.
- Orgel: Aus Etüde VII.
- Sprecher: Überwältigt vom Gelingen des bisher größten „Kunstdienst“-Unternehmens, beruft der „Kunstdienst“ einen „Ehrenrat“ aus jenen Persönlichkeiten, die zum Erfolg der Ausstellung evangelischer Kirchenkunst in den USA beigetragen haben. Das sind Ernst Barlach und Emil Nolde, der Schriftschöpfer und Werkkünstler Rudolf Koch und nicht zuletzt der Organisator der Ausstellung, Professor Otto Bartning, dessen zur „Presse“ 1928 auf dem Kölner Messegelände errichtete international gerühmte „Glas- und Stahlkirche“ nunmehr in der Krupp-Stadt Essen als Melancthonkirche zahllose Bewunderer aus aller Welt anzieht.
- Sprecherin: Millionen Besucher sehen im „Kunstdienst“-Pavillon der Chicagoer Weltausstellung moderne deutsche Kirchenkunst. Nein, unter einem Minister Alfred Rosenberg hätte der evangelische „Kunstdienst“ diese weltweite Anerkennung wahrlich nicht erreichen können. Und seit September 1933 findet die gute Zusammenarbeit zwischen „Kunstdienst“ und dem Reichspropagandaministerium ihren Ausdruck auch in festen Strukturen. Auf Initiative von Minister Goebbels wird zunächst ein gemeinsames „Reichsamt für kirchliche Kunst in der Deutschen Evangelischen Kirche“ gegründet, das Anfang 1934 den neuen Titel „Kunstamt der Deutschen Evangelischen Kirche“ erhält. Der evangelische „Kunstdienst“, mit neuem Amtssitz im Evangelischen Johannesstift in Berlin-Spandau, fungiert als Geschäftsstelle. Zum leitenden Geschäftsführer wird Gotthold Schneider bestellt, ein Dresdner Buchhändler und 1928 Mitbegründer des „Kunstdienstes“.
- Sprecher: Im gemeinsamen Amts-Ausschuß sind Reichspropagandaminister und Reichsbischof durch ihre Beauftragten Staatskommissar Hinkel und Assessor Jagow vertreten. Zum Ehrenpräsidenten wird Professor Rudolf Koch berufen, dessen „Deutsche Schrift“ ja nicht nur von den Straßen- und Bahnhofsschildern oder der „Prachtbibel“ der Württembergischen Bibelgesellschaft her bekannt geworden ist, sondern auch in den NS-Parteiorganisationen zu neuen Ehren kommt. Von den anderen Mitgliedern des „Kunstdienst“-Ehrenrates, von Barlach, Bartning und Nolde, ist seit 1934 dann keine Rede mehr. Zum Tonangeber im Ausschuß wird Winfried Wendland, der Aufsteiger des Jahres 1933 - vom Architekten aus Klein-Machnow zum „Referenten für NS-Kulturpolitik im Preußischen Kultusministerium“, zum Kustos an den Berliner Staatsschulen für Freie und Angewandte Kunst sowie zum „Reichsreferenten für bildende Kunst der ‚Deutschen Christen‘“.
- Sprecherin: So mutiert die „Freie Arbeitsgemeinschaft ‚Kunstdienst‘“ zum gut funktionierenden Organ des NS-Staates. Der „Kunstdienst“ wird 1934 dann

auch folgerichtig zur staatlichen Kirchenabteilung der „Reichskammer für bildende Künste“ und zieht um in die Staatsbehörde am Berliner Blumeshof 6. Und wenn auch die „Bekennende Kirche“ gerade erst in ihrer „Barmer Theologischen Erklärung“ Kirchenbehörden davor warnt, „zu einem Organ des Staates (zu) werden“, evangelischer „Kirchenkampf“, jene innerkirchlich-theologische Auseinandersetzung zwischen „Deutschen Christen“ und „Bekennender Kirche“, findet in den Organen evangelischer Kirchenkunst nicht statt. Die gegen Rosenberg gerichteten Grundsätze, welche zu Pfingsten 1935 die „Junge Kirche“, das Blatt der „Bekennenden Kirche“, unter dem Titel „Bekennende Kirche als kunstschöpferische Macht“ veröffentlicht, könnte auch ein „Deutscher Christ“ wie Winfried Wendland unterzeichnen, wo geschrieben steht:

Zitator: „Das deutsche Kunstwerk will nicht den Beschauer erfreuen oder zu genießender Betrachtung fordern, es erfüllt eine religiöse, sittliche Mission. So ist deutsche Kunst zuallererst christliche Kunst... Das Christentum verdrängt nicht die germanische künstlerische Eigenart, sondern es bestätigt sie und durch Eifer im Glauben entstehen unsere herrlichsten Kulturdenkmäler...

Zitatorin: „Deutsche Kunst aber ist Raumkunst!...Die gotische Kunst, nur im Dienst der Kirche zu denken, ist eine deutsche Schöpfung... Die Kreuzrippengewölbe, die Netz- und Sternengewölbe und die naturgetreuen Blattornamente zaubern den deutschen Wald in die deutsche Kirche... Sind Dürers Rittergestalten nicht einem Geschlecht erwachsen, das auch an den Werten von Blut und Boden, Sippe und Gemeinschaft gemessen werden kann?...

Zitator: „Ist es nicht ein Hohn auf alle neuheidnischen Bestrebungen, daß die heldischen Ritter im Naumberger Dom zumindest ebenso viel Zucht und Kriegerehre verkörpern, als sie in der altgermanischen Mythologie Odin zugesprochen werden?...”

Sprecherin: Und wie sehr sich die neue Kunst der Kirche mit der „arteigenen“ des Nationalsozialismus deckt, zeigen sowohl die vom Propagandaministerium geförderten „Kunstdienst“-Ausstellungen als auch die zahlreichen Kirchenneubauten. Dennoch geben die neuheidnischen Kirchenkunstgegner nicht auf. 1937 werden die Kirchenabteilungen für bildende Künste aufgelöst. Der „Kunstdienst“ muß die Staatsbehörde am Blumeshof verlassen. Freunde in Partei, Staat und Kirche sorgen jedoch dafür, daß er seither als eingetragener Verein, unter Gotthold Schneider als Vorsitzendem, am Matthäikirchplatz 2 unbehelligt weiterarbeiten kann. Doch neuer Ärger läßt nicht lange auf sich warten.

Sprecher: Als am 19. Juli 1937 die von Minister Goebbels angeregte Ausstellung „Entartete Kunst“ eröffnet wird, ist der „Lübecker Christus“ das erste Exponat der sogenannten „Horrorschau“ in den Münchner Hofgarten-Arkaden. Und dort, im ersten Raum, ist das Gies-Kruzifix so raffiniert plaziert, daß die hinaufströmenden Besuchermassen auf der Treppe aussehen wie zu Kreuze kriechende Büsser während einer hochmittelalterlichen Wallfahrt. Dabei war Goebbels davon ausgegangen, „daß bestimmte Künstler wie Schmidt-Ruttluff, Nolde, Pechstein und Ludwig Gies nicht gezeigt werden dürfen“. Jetzt sind von allen Werke zu sehen, sogar „Das Wiedersehen“ von Ernst Barlach, dessen plastisches Werk der Minister - wie den „Berserker“ - für „geradezu grandios“ hält.- Und dann berichtet „Der Stürmer“ unter dem Foto des „entarteten Christus“:

Zitatorin: „Dieses Spott- und Zerrbild errichteten protestantische ‚Geistliche‘ im Dom zu Lübeck. Es stellt das ‚Ehrenmal‘ (!!!) für die Gefallenen des Weltkrieges dar... So sah es also in der Systemzeit aus... Wer wundert sich da noch, wenn man heute sieht, daß diese Art ‚Christen‘ heute die besten Handlanger des Bolschewismus sind?“

Sprecher: Wenn auch der Lübecker „deutsch-christliche“ Bischof eben erst neun Bekenntnispfarrer aus dem Amt vertrieben hat, da solidarisiert sich sogar die „Junge Kirche“, das Organ der „Bekennenden Kirche“, mit den Verfolgern:

Zitator: „Auch die christliche Kunst, deren beträchtlicher Hochstand ja wiederholt auch im nationalsozialistischen Deutschland Beachtung gefunden hat, kann nur der beurteilen, der sie wirklich kennt. Zum Thema der ‚Christus‘-Darstellung in Lübeck muß - wie es auch schon die ‚Nationalsozialistische Parteikorrespondenz‘ getan hat - folgende Berichtigung gegeben werden: Die sogenannte ‚Christus‘-Figur von Professor Gies hat nur vorübergehend einmal zur Probe im Dom zu Lübeck gehangen, als 1921 Preisausschreiben für Heldenehrenmale... ausgeschrieben worden waren. Die gesund empfindende Bevölkerung Lübecks hat sich damals mit Entschiedenheit gegen den Entwurf Gieses gewandt. Der Vorstand der Domkirchengemeinde hat den Ankauf abgelehnt. Mutige Männer haben die sogenannte ‚Christus‘-Figur zerschlagen und zum Teil im Mühlenteich versenkt. Man hat die versenkten Teile herausgefischt und die Figur wieder vervollständigt, die Immer im Besitz des Künstlers geblieben war. Sie wurde später vom Stettiner Museum angekauft, von wo aus sie in die Ausstellung „Entartete Kunst“ gekommen ist.“-

Orgel: Aus Etüde VII.



„Das Wiedersehen“ des „ungläubigen Thomas“ mit dem auferstandenen Christus, von Ernst Barlach – 1937 aus der Ausstellung „EK“ entführt, vom Entführer versteckt und dort fotografiert.

- Sprecherin: Schon als 1933 Ludwig Gieses Mitgliedschaft in der Preußischen Akademie der Künste zur Diskussion stand, hatte er dem Präsidenten Max von Schillings am 19. Mai geschrieben:
- Zitator: „Sowohl nach meiner politischen Einstellung als auch nach meiner künstlerischen Leistung fühle ich mich nicht ungeeignet, in der heutigen Akademie an der deutschen Kunst mitzuarbeiten. Es ist also nach meiner Meinung Sache der Akademie, meine Mitgliedschaft gutzuheißen oder mich auszuschließen.“
- Sprecherin: Gies bleibt in der Akademie und steht auch dem ‚dritten Reich‘ mit seinen Adlerbildnissen zu Diensten - sei’s an Olympiabauten oder Rüstungsbetrieben. Daran ändert sich auch nichts, nachdem Ludwig Gies am 13. Juli 1937 dann von sich aus, zusammen mit Ernst Barlach, seinen Austritt aus der Akademie erklärt. Als sich Ausstellungsbesucher in München über seinen „Lübecker Christus“ ereifern, schmückt er gerade die Eingangshalle der neuen Berliner Reichsbank mit zwei riesigen Adler-Reliefs. Und der Adler als Symbol des Evangelisten Johannes an der Kanzel der Franziskanerkirche im westfälischen Hagen signalisiert, daß auch die Katholische Kirche mit ihrem verloren geglaubten Sohn längst ihren Frieden gemacht hat.
- Sprecher: Weil Gies nach dem Kruzifix kein weiteres expressionistisches Werk mehr geschaffen hat, trifft ihn auch nicht die Verfügung Hermann Görings vom 4. August 1937. Darin beauftragt der Ministerpräsident Preußens seinen Kultusminister Bernhard Rust, „die Bestände aller im Lande Preußen vorhandenen öffentlichen Kunstsammlungen ohne Rücksicht auf Rechtsform und Eigentumsverhältnisse zu überprüfen und die erforderlichen Anordnungen zu treffen“. Und als dieser Erlaß dann einen reichsweiten Bildersturm auslöst, in dem mehr als 16.000 Kunstwerke aus den Museen geraubt und in das Berliner Zentraldepot Koenigstraße 24 verschleppt werden, gibt es auch in der Deutschen Evangelischen Kirche keinen Widerspruch.
- Sprecherin: Es unterscheidet sich der Bildersturm des Jahres 1937 von dem des Jahres 1522 eben dadurch, daß er von der Obrigkeit angeordnet und nicht eigenmächtig vom Volk – ja, nicht einmal von Alfred Rosenberg und seinen Kulturkämpfern - entfacht wird. Genau so, wie Martin Luther es 1522 den Bilderstürmern ins Stammbuch geschrieben hat. Nachzulesen in der Volksausgabe ausgewählter Lutherschriften, die 1936 der Münchner Christian Kaiser Verlag, ein Verlag der „Bekennenden Kirche“, der schon Dietrich Bonhoeffer zu seinen Autoren zählt, veröffentlicht hat. Neben Luthers Schriften gegen die Juden auch alle Schriften und Predigten gegen die Bilderstürmer. Deshalb vermag auch die „Monatsschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst“, die der „Bekennenden Kirche“ nahesteht, in der Göring-Verfügung keine Kunstbarbarei zu erkennen. Ihr Herausgeber Gerhard Kunze sieht in dem Anschlag auf die Kunst für seine Kirche sogar positive Seiten, wenn er schreibt:
- Zitator: „...Die Kirchen haben sich den Auswüchsen unechter und entarteter Kunst gegenüber zweifellos wesentlich widerstandsfähiger gezeigt als der frühere Staat, die Museen und die damalige Kunstwissenschaft... Es könnte wohl sein, daß die neueste Verordnung des Herrn Ministerpräsidenten Göring auch in die Kirchen eingreift... Es gibt einige Fälle, in denen ein solcher Eingriff nicht als eine zwangsweise Reinigung, sondern eine Befreiung der Gemeinde bedeuten würde...“

- Sprecher: Den Kampf gegen die „entartete Kunst“ nicht als Barbarei, sondern als Befreiung begreifen, das ist die Kunstgesinnung nun auch im „Kunstdienst“, auch im radikal umfunktionierten „Verein für religiöse Kunst“, der seit 1938 „Bund für christliche Kunst in der Evangelischen Kirche Deutschlands“ heißt und von dem bewährten politischen Gleichschalter Oberkonsistorialrat Oskar Söhngen geführt wird, unterstützt von seinem Geschäftsführer, dem Ministerialen und NS-Kustos Winfried Wendland. Und Wendland wiederum sorgt für Gleichklang zwischen „Bund“ und „Kunstdienst“ als Mitherausgeber des Blattes „Kunst und Kirche“, dessen Schriftleitung inzwischen der von Gotthold Schneider geführte „Kunstdienst“ innehat.
- Sprecherin: Ein klerikalpolitisches Geflecht, in dem von nun an drei Personen über arteigene und „entartete“ Kunst in Kirche und NS-Staat bestimmen: Der Theologe Oskar Söhngen, der Kunstideologe Winfried Wendland und der Organisator Gotthold Schneider. Was für ein Unterschied zum Jahr 1933! Als die evangelischen Kirchengremien sich noch zu den Christenbrüdern Nolde oder Barlach bekannten! Als Barlach im Oktober 1938 stirbt, läßt Oberkunstrat Oskar Söhngen ganze zwei Sätze aus dem Berliner Evangelischen Oberkirchenrat nach Güstrow hinausgehen:
- Zitator: „Namens der Evangelischen Kirche der altpreußischen Union erlaube ich mir, Ihnen zum Tode des Bildhauers und Dichters Ernst Barlach aufrichtiges Beileid aussprechen. Die Evangelische Kirche hat dem Entschlafenen manches Werk seiner reifen Meisterhand zu danken.“
- Sprecherin: Zu dieser Zeit führt der „Kunstdienst“ bereits einen Spezialauftrag des Reichspropagandaministers aus. Der hatte den altbewährten „Kunstdienst“ gebeten, in den Räumen des Schlosses Niederschönhausen, die ihm seit Jahren für Ausstellungen und Konzerte überlassen sind, in einer nichtöffentlichen Verkaufsausstellung große Bestände „entarteter Kunst“ aus dem Depot Koepenicker Straße zugunsten der Staatskasse devisenbringend ins Ausland zu verkaufen. Schließlich ist der am sogenannten „Kirchenkampf“ unbeteiligte evangelische „Kunstdienst“ seit der USA-Weltausstellung 1933/34 für den internationalen Kunstmarkt eine bekannte und „staatlich unabhängige“ Adresse. Ein geschickter Schachzug - für wen auch immer.-
- Sprecher: Am 1. September 1938 bringt Ministerialrat Rolf Hetsch die ersten 175 Bilder in die hergerichteten Ausstellungssäle des evangelischen „Kunstdienstes“. Dazu „sechs in blauem Leinen gebundene Bestandslisten mit Angabe der vom Propagandaministerium angesetzten Mindestpreise je Werk“. Die Verkaufsleiterin des „Kunstdienstes“ gibt zu Protokoll:
- Zitatorin: „Ich habe angefangen mit diesen 175 Ölbildern, aus denen allmählich sechstausend wurden. Siebentausend!- Unentwegt kam der (Spediteur) Knauer angefahren und brachte neue Bilder. Und dann kamen Aquarelle und die ganzen ‚Brücke‘-Leute. Von Marc bis Rohlf's, von Kirchner bis Dix... Nun kam unentwegt irgendein Kunsthändler... Und die ganzen Leute waren nun laufend da und suchten sich Bilder aus... Na ja, und so habe ich eben verkauft, auf deutsch gesagt... Nur gegen Dollar...“-
- Sprecher: Stundenlang berichtet die ehemalige „Kunstdienst“-Mitarbeiterin von ihrer damaligen Arbeit, die bis Pfingsten 1939 dauert. Namen und Details: Wie sie das Ehepaar Nolde abwimmeln mußte, Anita Lehbruck hingegen zehn Werke ihres Mannes herausgeben darf. Wie sie sich über den Diebstahl des Hitler-Leibarztes Karl Brandt beklagt. Wie sie

den schweizer Galeristen Theodor Fischer bei der Auswahl der Kunstwerke für die Auktion in Luzern berät. Wie sie Tausende all jener Kunstwerke in Listen aufnehmen muß, die dann bis Anfang März 1939 auf dem Hof des Zentraldepots an der Koepenicker Straße zerschlagen oder verbrannt werden sollen...

Sprecherin: Ob auch der „Lübecker Christus“ dabei war, das weiß sie jedoch nicht mehr. Seine Spur führt nämlich in dieses Depot, nachdem er 1938 bis Anfang 1939 mit der Wanderausstellung „Entartete Kunst“ auch noch in Berlin, Düsseldorf und Hamburg gezeigt wurde - begafft, verhöhnt und zuweilen bespuckt wie in der Passionsgeschichte der Bibel. 20 Jahre nach der Enthauptung des Gekreuzigten, in der Passionszeit 1942, wird der Dom zu Lübeck von Bomben zerstört. Drei Jahre später erhält Gotthold Schneider von Martin Bormann, vom „Sekretär des Führers“, einen SS-Lastwagen, mit dem der „Kunstdienst“-Vorsitzende alle ihm wichtige Habe in den Süden Deutschlands schafft.

Sprecher: Die Teilung Deutschlands 1945 führt auch zur Teilung der Verantwortung für die evangelische Kirchenkunst. Da hat Oskar Söhnngen im Westen und Winfried Wendland im Osten das Sagen. Im Westen ist auch der deutsche Adler wieder gefragt - als Bundesadler. Eine neue Aufgabe für Ludwig Gies! Und sein neues Kunstwerk wird weltbekannt: Die Adlerwand im ersten Plenarsaal des Deutschen Bundestages.

Orgel:: Aus Etüde XII.

=====
Aus: **Pressemitteilung** des Dittrich-Verlages zu den im Buch ‚Hitlers fromme Bilderstürmer - Kirche & Kunst unterm Hakenkreuz‘ vom Autor aufgedeckten Spuren „entarteter“ Kunstwerke

„...Seit dem Erscheinen des Buches von Hans Prolingheuer ist das Interesse am Verbleib der 1937-38 geraubten „entarteten Kunst“ neu geweckt. Der Autor veröffentlicht eine Fülle bisher unbekannter Spuren und nennt bisher ungenannte Geheimdepots, die eines beweisen: die geraubte „entartete Kunst“ ist nicht in sowjetischen Depots verschwunden, wie eine große Berliner Tageszeitung 1997 berichtete. Alle Spuren in Prolingheuers Buch führen in den Westen!

Die bisherige Bilanz der Experten lautet: von den mehr als 16.500 geraubten Kunstwerken wurden ca. 7.000 Werke gegen Quittung verkauft; ‚ca. 5.000‘ Kunstwerke gelten... seit 1943 als ‚verschollen‘ und weitere ‚ca. 5.000‘ Werke dieses Raubgutes... sollen im März 1939 ‚verbrannt‘ worden sein (S.15f.). Entgegen dieser Bilanz der Experten kommt Hans Prolingheuer anhand seiner Quellen jedoch zu folgendem Ergebnis:

1. Da die Verbrennung von 5.000 Kunstwerken weiterhin höchst zweifelhaft bleibt (S.174f.), werden wohl insgesamt ca. 10.000 Kunstwerke als ‚verschollen‘ gelten müssen.
2. Mindestens 3.000 (wenn nicht 7.000) Kunstwerke rettete Kunsthändler Bernhard A. Boehmer bis 1945 in Güstrow <sowj. Zone bzw. Schnega, brit. Zone> über die Hitlerei hinweg (S.197f, 213f., 225).
3. Nach Boehmers Tod nahm dessen Schwägerin Wilma Zelck, als Vormund des Boehmer-Erben Peter, diese Kunstwerke in Verwahrung (S.238). Neben Verkäufen in Westberlin, in Ost- und Westdeutschland ließ Wilma Zelck durch Albert F. Daberkow zwischen 1945 und 1949 - nach Beschlagnahme von 1.054 Kunstwerken im <Rostocker> Hause Zelck Anfang November 1946 durch die ostberliner „Zentralverwaltung für Volksbildung“ (S.246f.<Kurt Reutti>) - mehr als 2.000 Werke über ein Depot in der Westberliner Carmerstraße nach Düsseldorf, Bad Homburg und Hamburg schaffen, wo sie auf Rechnung Daberkow bzw. Zelck verkauft wurden (S.246-248).
4. Ca. 2.000 Kunstwerke wurden von dem Kirchenmaler Günter Ranft in Berliner Geheimdepots (S.260) und durch treuhänderische Vergabe an Freunde und Bekannte (S.179f.) über die Hitlerei hinaus gerettet; davon gelangten mehr als 1.000 Kunstwerke durch seine Witwe Dorothy Ranft, einer gebürtigen Engländerin, ab 1947 nach London (S.259f.<wo sie Dr. Max Hay heiratete, also D. Hay hieß!>).
5. Höchstens 200 Kunstwerke - deren Rückseiten die Rote Armee am 2.5.1945 zu Wegweisern beschriftete (S.235) und jene 10, die Soldaten als Pappkameraden dienten (S.235) - wurden zweckentfremdet bzw. zerstört. Wenn überhaupt, dann könnte höchstens ein Dutzend „entarteter“ Kunstwerke über Karinhall in die Sowjetunion gelangt sein (Abb.37)...Köln, den 2. Februar 2002“ <=>Zusätze H.P.

Postskriptum

des Autors, 2009.



„Berlin Interlude – July to December 1945.
...This little booklet is a souvenir for those men, who overcame so many difficulties to build what is recognized as a highly efficient Service in the skattered capital. Abb. S.22 u.24, aus: Sammlung Prolingheuer. Abb. oben: „In July 1945, men of Printing and Stationery Service“, für die die Witwe des Malers und „Kunstdienst“-Mitarbeiters Günter Ranft, eine gebürtige Engländerin, seit dem Einmarsch der Truppe dolmetschte. Der Kommandeur Theodore L. Shaw (Bildmitte), Verleger u. Kunstexperte, hier Mitglied der CCG, Control Comission for Germany, fand das Vertrauen der „schönen Dolly“ und sorgte 1947 für deren unbehelligten Umzug mit Kindern und den von G. Ranft geretteten Werken „entarteter Kunst“ in seine Londoner Nachbarschaft. Vor Rückkehr in den Verlag war er für 2 Jahre „Aufseher“ der Tate Gallery. 1963 heirateten die Kinder Michael Ranft und Davina Shaw (siehe dazu Buchseite 260 und die ausführlichen Anm. 360-363). Abb. rechts: Dorothee Ranft wurde seit Einmarsch der Briten von T.L. Shaw bestens umsorgt und diente der Truppe ihrerseits als „Mädchen für alles“, hier als „German Woman“, die umerzogen wird.

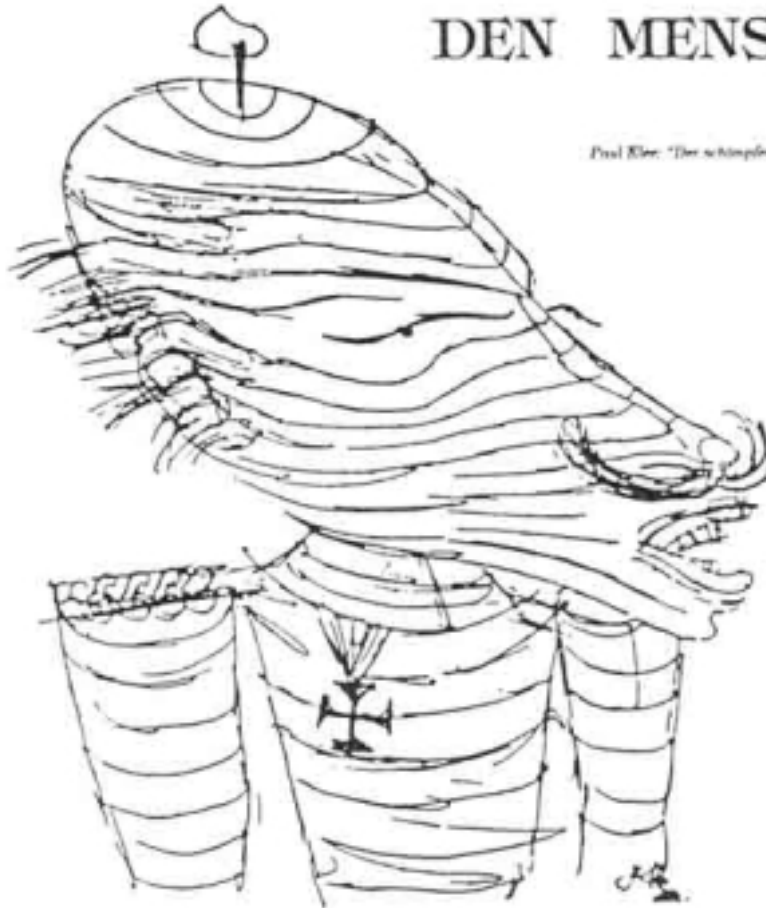


1. Inzwischen sind auch die ersten der von Bernhard A. Boehmer über die Hitlerei hinweg geretteten Werke „entarteter Kunst“ ans Licht gekommen. Mehr als 600 von den weit über 3.000 Kunstwerken, deren Weg ich 2001 in meinem Buch „Hitlers fromme Bilderstürmer“ (s.o.) nachgezeichnet habe. Dieser Großteil der von der Berliner „Zentralverwaltung für Volksbildung“, der Kulturbehörde der sowjetischen Besatzungszone, im November 1946 im Rostocker Hause Zelck sichergestellte Kunstschatz wurde seit 1947 an Museen der Ostzone verteilt. Da Rostock der Fundort war, erhielt das Kulturhistorische Museum Rostock dessen Großteil: „20 Zeichnungen, 23 Aquarelle, 537 Grafiken, 27 Gemälde und sechs Plastiken“ von Künstlern wie Ernst Barlach, Willi Baumeister, Lovis Corinth, Otto Dix, Leonell Feininger, Paul Klee, Oskar Kokoschka, Max Pechstein, Karl Schmidt-Rottluff oder Oskar Schlemmer. Und diese 613 Kunstwerke, der bisher größte Teil der immer noch verschollenen bzw. in Geheimdepots deutscher und ausländischer Kunstinstitute lagernden Raubstücke „entarteter Kunst“, ist durch Beschluß des Bundesamtes für zentrale Dienste und offene Vermögensfragen Rostock als Eigentum zuerkannt. Bernhard A. Böhmer und der Berliner Zentralverwaltung für Volksbildung sei Dank! Es besteht Aussicht, daß auch die dokumentierten Spuren nach London, unterstützt durch die beiden oben nachgereichten Abbildungen, ebenso zum Ziel führen. *Darum hier die nochmalige Bitte an Andreas Hüneke: Stellen Sie die Ihnen dank der Deutschen Kulturstiftung vom Londoner Victoria and Albert Museum 1997 überlassene Ranft-„Liste mit insgesamt 16.558“ geraubten Kunstwerken (siehe Buch-Anm. 125) unverändert ins Internet!*

2. Die in diesem Zusammenhang erschienenen Veröffentlichungen in Presse, Funk, TV und Internet lassen erkennen, daß auch die von mir zum ersten Mal in meinem Ratzeburger Vortrag von 1998 („Bernhard A. Boehmer – Barlach-Freund und Retter zahlloser Werke entarteter Kunst“, in: Barlach-Journal 1997-1998) publizierte Recherchen zur Person des Barlach-Freundes Bernhard A. Boehmer Beachtung finden. Da ist keine Rede und Schreibe mehr vom geldgierigen Nationalsozialisten, vom verkappten SS-Mann oder vom Kunsträuber und europäischen Kunstschacherer Hitlers, Goebbels' und Görings. Derartige Nachreden, bis in die jüngste kunsthistorische Fachliteratur, sind durch Vortrag und Buch unter Nennung der Namen als politische Verleumdungen, in ihren Auswirkungen als politischer Rufmord nachgewiesen. Nein, damit ist dem wirklichen Güstrower Barlach-Freund kein wie auch immer gearteter Heiligenschein verpaßt, sondern nur der „seit 1945 geraubte Ruf eines wagemutigen Künstlers und Kunsthändlers zurückgegeben“ (ebd. S.106f).

3. Seit 1993 war die Entlassung jener „Kunstdienst“-Mitarbeiterinnen und -Mitarbeiter zu befürchten, die mit ihrer „Unmutserklärung“ zur Einladung und Teilnahme des Bundeskanzlers an der Wiedereröffnung des Berliner Domes protestiert hatten. Mit der Auflösung des „Kunstdienstes“ 2005 ist sie Wirklichkeit geworden, ehe die EKV-Kirchenbehörde in der Jebensstraße 3 ein Jahr später selber abgewickelt wurde. Inzwischen ist das um 1910 zwischen dem königlich-preußischen Oberverwaltungsgericht und dem Landwehroffizierskasino hinterm Bahnhof Zoo errichtete und die Weltkriege überdauerte Wilhelminische Herrschaftsgebäude einer der Geschichte des Hauses angemessenen Institution überlassen - der „Evangelischen Seelsorge in der Bundeswehr“. Damit ist der Grund entfallen, der mich 2001 veranlaßte, den „Nachtrag“, der diesen Kirchenskandal dokumentiert und kommentiert, aus meinem Buchmanuskript zu streichen. Die Sorge nämlich, die durch den Berliner Arbeitsgerichtsprozeß gedemütigten Dom- und Dienstherrn könnten dadurch erneut die berufliche Existenz der „Dom-Rebellen“ gefährden. Deshalb nachfolgend der sieben Jahre später vom Autor redigierte Text mit seinen 22 Anmerkungen samt Exkurs.

MAN MUSS GOTT MEHR GEHORCHEN ALS DEN MENSCHEN*



Paul Klee: 'Der schimpfende Kaiser Wilhelm', 1920

*Über Risiken und Nebenwirkungen, die sich bei konsequenter Befolgung der Jahreslosung 1993 für den einzelnen und die Gesellschaft ergeben, informiert am besten die Apostelgeschichte. Wünschen und machen wir uns auch in ihrem Geiste jenen Mut, den es neben Phantasie und Ausdauer braucht, um Gottes Wort und Gebot nicht floskelhaft verkommen zu lassen.

Die MitarbeiterInnen des Kunstdienstes bekräftigen mit ihren herzlichen Grüßen zum bürgerlichen Jahreswechsel ihre Bereitschaft, aller Versuchung zu sinnlicher Abstumpfung, menschlicher Vereinzelung und gesellschaftlicher Verhärtung entgegenzuwirken: durch versammelndes Handeln und einladendes Tun.

❖ KUNSTDIENST DER EVANGELISCHEN KIRCHE
Im Berliner Dom am Lustgarten, O-1020 Berlin, Ruf: 2 46 9114

<Nachtrag>

Seit dem 9. November 1992, dem Tag meines Vortrages im Berliner Dom, „Vom ‚entarteten‘ Christus zur ‚entarteten‘ Kunst – Die Evangelische Kirche im Zusammenspiel mit der Kunstpolitik des Nationalsozialismus“, war es aus und vorbei mit dem bewußten historischen Vergessen.- Nach der gescheiterten und geradezu hysterischen Abwehr der Fakten über die Vergangenheit der „Kirchenmusik unterm Hakenkreuz“¹ nun also der Anfang vom Ende des Verheimlichens und Verschweigens der jüngsten evangelischen Kirchenkunstgeschichte.

Die Vergangenheit von Kirche & Kunst unterm Hakenkreuz war seit 1945 derart schnell aus der Erinnerung verdrängt, daß schon nicht einmal mehr der Spurensucher Uwe Johnson in Güstrow Verdacht schöpfte. Dabei begegnete er am Insee dieser Vergangenheit evangelischer Kirchenkunst auf Schritt und Tritt. Wann immer der junge Schriftsteller am Fuße des Heidbergs sein Segelboot festmachte und hinaufstieg zum Lieblingsplatz hinter der Lichtung des „Schabernack“ - „mit der weiten Sicht über die Insel im See und das hinter dem Wasser sanft ansteigende Land“² -, hatte selbst ein Uwe Johnson keine Ahnung, daß ihn der Weg jedesmal vorbeiführte am unvollendeten nationalsozialistischen „Worpswede“, mit den neuen, reetgedeckten Fachwerkhäusern; vorbei am ehemaligen neu-„deutschen“ Domizil des evangelischen „Kunstdienstes“, gleich neben der überwucherten Baugrube für die geplante „Sommerresidenz“ des Reichspropagandaministers.

Bereits am 10. November 1992, einen Tag nach meinem Vortrag, fragte mich Kirchenpräsident Werner Radatz gespannt, „wie es denn beim Kunstdienst im Dom gewesen“ sei.³ Und als ihm in den nächsten Tagen die Medien - von Reportage und Interview im Sender Freies Berlin (SFB) bis hin zum Aufmacher des Feuilletons im „Neuen Deutschland“⁴ - meinen Bericht bestätigten, mobilisierten die seit den „Gotteslästerungs“-Prozessen der zwanziger Jahre nicht nur in Kunstfragen spitzfindigen Berliner Kirchenjuristen abermals die kirchenbehördlichen Abwehrkräfte. Da der Vortrag keine direkte Handhabe bot, kam ihnen gelegen, daß der seit den Zeiten des DDR-Kirchenbundes im Berliner Dom ansässige „Kunstdienst“ zu dem Vortrag eingeladen hatte. Eine Dienststelle also, die seit der „Wiedervereinigung“ der Evangelischen Kirche der Union (EKU) 1990 ebenjener westberliner Kirchenbehörde unterstellt ist, deren Präsident Werner Radatz war.

Als Handhabe bot sich den Kirchenoberen nun jene Absprache, die der „Kunstdienst“ auf Drängen des Auditoriums noch während der Diskussion des Vortrages mit mir getroffen hatte; die Vereinbarung nämlich, in einem Jahr, an gleicher Stelle, über den Fortgang meiner Forschungen weiter vorzutragen. Schließlich hatte

¹ Siehe Anm. 71. Selbst das EKD-Archivgesetz (unterzeichnet auch von J. Schmude, Jurist, SPD-Präsident, -MdB und EKD-Synodalpräsident), das seit 1996 den Zugang zu den Archivbeständen „einschränken“ oder gar „versagen“ kann, wenn „Grund zu der Annahme besteht, daß der EKID oder einer ihrer Gliedkirchen wesentliche Nachteile entstehen“ (§10), wird die befürchtete Aufdeckung der tatsächlichen kirchlichen Vergangenheit im NS nicht dauerhaft verhindern können.

² Vgl. hierzu: U. Johnson, Ingrid Babendererde/Reifepfegung, S.263.

³ Präsident Radatz traf den Verf. zufällig während der Besichtigung der letzten Bauarbeiten im Berliner Dom.

⁴ Interview mit B. Langer, am 13.11.1992 in der SFB-Reihe „Mosaik“; diese Sendung wurde am 10.1.1993 in der Sendereihe ‚Neues aus der Christenheit‘, in NDR 4, unter dem Titel „Die evangelische Kirche als Kunstagent im Auftrage Hitlers“, wiederholt. Das ‚Neue Deutschland‘ überschrieb am 11.11.1992 seinen sechsspaltigen Aufmacher von A. Schölzel im Feuilleton: „Die Barbarei begann mit einem ‚entarteten Christus““.

ich nicht nur im ersten Vortrag, sondern auch noch in zwei Rundfunk-Hörbildern⁵ bekannte Namen in bisher unbekanntem Zusammenhang genannt.- Weshalb sollte ausgerechnet die Kirche für weitere Enthüllungen das Forum bieten?- An Rumor und Peinlichkeiten hat es ja schon bisher nicht gefehlt. Am 17. März in Potsdam beispielsweise, zum 90. Geburtstag Winfried Wendlands.

1983 noch hatte der nichtsahnende „Kunstdienst“-Pfarrer Heinz Hoffmann dem DDR-Kirchenbaumeister ein öffentliches Loblied gesungen.⁶ Nachdem sich aber Wendlands Nazi-Karrieren in NS-Staat und Kirche blitzschnell herausgesprochen hatten, war es im März 1993 um den rüstigen Rentner und Jubilar auffallend still geblieben.- Von nun an galt es - wie bei der Aufdeckung der kirchenmusikalischen Sündenfälle⁷ -, Weiterungen zu unterbinden. Als sich aber die neuen ostberliner „Untertanen“ beharrlich weigerten, den vereinbarten zweiten Vortragstermin über die jüngste Kirchenkunstgeschichte aus der Welt zu schaffen, fand deren westberliner Dienstherr am 1. Juni 1993 eine willkommene Gelegenheit, an vier der fünf „Dom-Rebellen“⁸ ein Exempel zu statuieren.

Nach den zahllosen ausländerfeindlichen Pogromen und Morden - von Hoyerswerder bis Hünxe, von Rostock bis Mölln - waren Pfingsten 1993 bei einem rassistischen Anschlag in Solingen fünf türkische Frauen und Kinder verbrannt. Aus allen im Deutschen Bundestag vertretenen Parteien wurde der Bundeskanzler aufgefordert, wenigstens jetzt ein politisches Zeichen zu setzen und an der öffentlichen Trauerfeier für die Opfer der neuen Nazis teilzunehmen. Als Helmut Kohl auch diesmal wieder ablehnte, ergriff die allgemeine Empörung auch Mitarbeiter des „Kunstdienstes“. Im Blick auf die von Politikern entfachte „Asylanten“-Hysterie in Deutschland übermächtigte sie heiliger Zorn darüber: daß Kanzler Kohl dem Trauergottesdienst an den Solinger Särgen fernbleiben, drei Tage später aber - umgeben von den Sarkophagen der Hohenzollern - dem Festgottesdienst zur Wiedereinweihung des seit DDR-Zeiten restaurierten preußisch-protestantischen Berliner Domes beiwohnen wolle. Da unterschrieben sie am 1. Juni 1993, nach geringfügigen Änderungen, eine vom Kollegen Jürgen Rennert spontan formulierte „Unmutserklärung“ und hängten diese an den Domeingängen und im „Kunstdienst“-Schaukasten an der Spree aus. Darin Sätze wie diese:

„...enttäuscht nehmen wir heute, am 1. Juni 1993, zur Kenntnis, daß der Bundeskanzler seine Teilnahme an der öffentlichen Trauerkundgebung... nicht für erforderlich hält. Wir meinen, daß seine Anwesenheit sehr viel zum inneren Frieden in der Bundesrepublik Deutschland beitragen könnte. Dennoch respektieren wir die gegen

⁵ H. Prolingheuer, Vom ‚entarteten Christus‘ zur ‚entarteten Kunst‘ – und ders.: ‚Sonderangebot im Auftrage Hitlers‘.

⁶ Unter dem Titel ‚Kunst und Kirche als immerwährendes Gebet‘ skizzierte Pfarrer H. Hoffmann am 13.3. 1983 mit 320 Zeilen in der ‚Potsdamer Kirche‘ eine politisch lupenreine Vergangenheit des ehemaligen Nazi-Karrieristen, der auch nach dem Krieg keineswegs nur in der Berlin-Brandenburgischen Kirche seine Spuren hinterlassen hat. Zwischen Rostock (St. Petri) und Dessau (Georgenkirche) habe der Kirchenbauer allein „etwa 300 Dorfkirchen und 15 Stadtkirchen“ restauriert. Ein Foto zeigt ausgerechnet jene von Wendland wiederhergerichtete Kirche zu Friesack („Renovation, Taufstein, Kanzel: Winfried Wendland; Mosaik aus Antikglas: Lothar Mannewitz“), die H. Scholz bei seinen „Wanderungen und Fahrten durch die Mark Brandenburg“ 1978 so eindrucksvoll an seinen ehemaligen Nazi-Kustos Wendland erinnert hatte (siehe Buch-Anm.343). In derselben Ausgabe veröffentlichte die ‚Potsdamer Kirche‘ auf drei Seiten „Ein Gespräch mit Winfried Wendland“, in dem auch K. Büstrin dem Jubilar jede kritische Rückfrage zu seiner politischen Biographie ersparte.

⁷ Vgl. hierzu die vierteilige Serie in der Zeitschrift ‚Junge Kirche‘: H. Prolingheuer, Die ‚judenreine‘ deutsche evangelische Kirchenmusik; hierzu besonders die Teile 2 und 4.

⁸ So St. Berg in seinen ‚Berliner Notizen‘ im ‚Deutschen Allgemeinen Sonntagsblatt‘ am 3.12.1993.

unsere Hoffnung gefaßte Entscheidung des Bundeskanzlers. Doch zugleich fragen wir ihn nach den Gründen seiner Teilnahme an der drei Tage später erfolgenden Wiedereinweihung des Berliner Domes als Predigtstätte... Die Unterzeichnenden - vier Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des im Berliner Dom beheimateten Kunstdienstes der Evangelischen Kirche - entbieten Herrn Dr. Helmut Kohl ihr Unwillkommen!..."

Ohne auch nur einen der im Umgang mit Bonner Obrigkeiten noch ungeübten „Kunstdienst“-Protestanten angehört haben, beantwortete Präsident Werner Radatz deren „Unmutterklärung“ am gerade abgeschafften Juni-„Tag der deutschen Einheit“ mit dieser Strafmaßnahme:

„...Sie haben darin einem von uns ausdrücklich eingeladenen Gast Ihr ‚Unwillkommen‘ entboten. Das Kollegium der Kirchenkanzlei erblickt darin ein illoyales Verhalten... Ich spreche Ihnen deshalb eine Abmahnung aus, verbunden mit der Ankündigung arbeitsrechtlicher Konsequenzen im Wiederholungsfall...“⁹

Der aus dem Urlaub zurückgekehrte Dienststellenleiter Heinz Hoffmann war bemüht, das Geschehene auf Normalmaß zu bringen, mahnte ein Gespräch mit dem Präsidenten an. Vergeblich, denn die gemäßregelten Mitarbeiter hatten ja auch ohne Rücksprache mit dem Dienstherrn protestiert. Weshalb sollten die Dienst- und Domherren nun ihrerseits den Dialog suchen.? Schließlich ließen sich drei der vier Unterzeichner nicht davon abhalten, den Fall einem Anwaltsbüro zu übertragen. Aber auch die in Kirchenfragen versierten Anwälte¹⁰ wurden von Präsident Radatz beschieden:

„...Wir sehen keine Veranlassung, die Abmahnung rückgängig zu machen, und werden sie deshalb auch nicht aus den Personalakten entfernen...“

So mußte dann das Berliner Arbeitsgericht entscheiden.¹¹ Und während in Köln gerade mit einem Millionenaufwand der „Probelauf“ eines EKD-„Kommunikationsmodells“ - unter dem trügerischen Motte „Misch dich ein“ - begann¹², das die

⁹ Allein der Kölner Superintendent und Vorsitzende der EKU-Synode, M. Kock, fand im Brief vom 12.12.1993 an den Verf. „die Maßnahme der Kirchenkanzlei der EKU beknackt“. Sein rheinischer Freund und Präses Peter Beier indes, der sonst mit ätzender Kritik an seinen EKU-Kollegen nicht spart (seinen Amtsbruder der Kirchenprovinz Sachsen, Bischof W. Krusche, der den Militärseelsorgevertrag ablehnte, hatte er z.B. öffentlich abgekanzelt: Man glaube wohl, daß im Unterschied zu den EKD-Kirchen „drüben in Magdeburg der Heilige Geist gleich pfundweise umherliegt“, ‚Der Weg‘ 16.12.1990), signalisierte dem Verf. als Mitglied der rheinischen Landessynode „uneingeschränkte Zustimmung“, und sein Kirchenrat E. Obendiek beantwortete die Frage des empörten Bonner Leserbriefschreibers J. Tummoszeit, „Ist Berlin ein zweites Rom?“, mit der Simplifikation: „Rat und Kanzlei der EKU haben den Bundeskanzler... eingeladen. Vier Mitarbeiter der EKU haben den Bundeskanzler... ausgeladen. Sie haben vorher weder mit dem Rat noch mit der Kanzlei Kontakt aufgenommen...“, ‚Der Weg‘ 26.9.1993). Daß die geradezu militante Berliner Dom-Lobby ausgerechnet in der entlegenen altpreussischen Rheinprovinz zuhause ist, mag drei Jahre später wohl auch die als Lamentation angelegte Ansprache des Essener Stadtsuperintendenten H. Gehring, der Sprecher der rheinischen Superintendenten, während der Trauerfeier zum Tode von Präses Beier erklären: „Manchmal sei Peter Beier ein ‚Narr in Christo‘ gewesen. Am Berliner Dom habe sein Herz gehangen. Gehring: ‚In Geheimen hatte er in der Gruft der Hohenzollern für sich einen Platz ausgesucht. Aber Du, Gott, hast es anders gewollt.“ ‚Der Weg‘ 24.11.1996, S.4.

¹⁰ Die westberliner Mitarbeitervertretung hatte den unerfahrenen Kollegen des ehem. DDR-Kirchenbundes die Rechtsanwälte Ganß und Neumann vermittelt.

¹¹ Die Kopien aller zitierten diesbezüglichen Dokumente in: Sammlung Prolingheuer B/14-C.

¹² Ein „Werbefeldzug“, der auch in der Kirchenpresse seine Kritiker gefunden hat. H. Th. Goebel: „Die Volkskirche ist hohl geworden. Und nun macht sie diese Kampagne, soll mit ihr gerettet werden, was so doch nicht zu retten ist – oder zu retten nicht wert ist? Hat die Kirche die Zeichen der Zeit erkannt, wenn sie sich zu derlei Feldzügen entschließt?“, ‚Reformierte Kirchenzeitung‘ 5/1993; vgl. dazu auch die Predigt über Markus 1,40ff, mit der mein Freund H. Süselbeck diesen Kölner „Probelauf“ theologisch reflektiert, ebd. 11/1993.

Welle der Kirchengaustritte stoppen sollte und an dessen Formulierung Kirchenpräsident Radatz so tatkräftig mitgewirkt hatte¹³, griff die Presse nur zu gern die dem „Werbefeldzug“ zuwiderlaufende Prozeßlust der westberliner Kirchenbehörde auf.¹⁴ Wer kannte schon die Hintergründe?¹⁵ Ostberliner Jugendmitarbeiter protestierten: Da sie als Jugendleiter „in vielfältiger Weise unter den Einschränkungen der Gewissensfreiheit zu DDR-Zeiten gelitten“ hätten, sei die Strafaktion gegen die ostberliner Kolleginnen und Kollegen des evangelischen „Kunstdienstes“ ganz besonders

¹³ Die Mitglieder des EKD-„Arbeitskreises ‚Kommunikative Kirche‘“, der „in Zusammenarbeit mit dem Gemeinschaftswerk der Evangelischen Publizistik und dem Deutschen Kommunikationsverband BDW“ im „Mai 1991“ das 32seitige kirchliche Werbekonzept „Brücken bauen - ein Kommunikationsmodell für die evangelische Kirche“ (in: Sammlung Prolingheuer B/14-G) vorlegte, waren: „H.Nemetscheck, W.Radatz, R.Schlotz, H. Tremel, Chr.Birkholz, M.Peters, B.Rieger und L.Weidner“. Als aber die EKD ihr in Köln „erfolgreich erprobtes“ Modell „Brücken bauen“ realisieren wollte, die ersten Vorexemplare der Werbeschrift schon hergestellt waren, fehlte plötzlich das Geld. Da hieß es 1996 aus der EKD-Synode kleinlaut: „Die 100.000 Exemplare der Hochglanz-Broschüre - für 170.000 Mark produziert - werden eingestampft“, in: ‚Der Weg‘ 47/1996. Daß sich die EKD-Synodalen mit diesem Rückzug nicht etwa die zunehmende öffentliche Kritik am kirchlichen „Werbefeldzug“ zu eigen gemacht hatten, zeigten Sie ein Jahr später, mit der in Kirche und Öffentlichkeit weithin unverstandenen Wahl eines unbekanntes Kölners, namens Manfred Kock, zum Vorsitzenden des Rates der EKD. EXKURS: Manfred Kock, 1936 im westfälischen Burgsteinfurt geboren, galt in Köln zuletzt als Förderer und Liebhaber der bildenden Kunst (siehe sein abweichendes Verhalten in Anm.9). Während seiner Zeit als Kölner Stadtsuperintendent wurde die große Kölner Trinitatiskirche zum evangelischen Kunst- und Ausstellungszentrum, der kunstsachverständige Pfarrer und Schriftsteller E. Witschke zum ersten evangelischen „Kunstpastor“ Kölns, „konfessionelles Gegenüber“ zum Kölner Pater Fr. Menneckes, dem kreativen Kustos von St. Peter. Kock und Menneckes entdeckten in der Bildenden Kunst die Nähe ihrer Kirchen und hielten bald gemeinsame „Ökumenische Predigtserien“. Am traditionellen Kölner „Aschermittwoch der Künstler“ zeichneten 1997 beide sogar den Gottesdienstbesuchern das Aschenkreuz auf die Stirn. Aber das Wissen um Kocks Engagement für die bildende Kunst blieb weithin auf die aktiven Christen der Domstadt begrenzt.

Erst durch den mehrjährigen Kölner „Probelauf“ des EKD-Werbekonzepts „Brücken bauen“ hat sich Kock in den deutschen evangelischen Kirchenkanzleien und Organen der evangelischen Landeskirchen einen Namen gemacht. In den Berichten und Schlagzeilen der Medien über die spektakuläre und teure kirchliche Eigenwerbung war bald nicht mehr von einem abstrakten „Werbekonzept der EKD“ die Rede, sondern nur noch von der „Kölner Kommunikationskampagne“, vom „Kölner Modell“, von der „Werbeaktion“ der Kölner evangelischen Kirche. Die aber repräsentierte Superintendenten Kock. In ihm erkannten von nun an Organe der EKD, zunehmend auch die der evangelischen Landeskirchen, ihren Hoffnungsträger: einen pastoralen Manager, der durch mancherlei „Brücken zur Welt“ das Ansehen des deutschen Protestantismus verbessern, die Welle der Kirchengaustritte minimalisieren und damit auch die Einnahmen der Kirche verbessern würde; einen undogmatischen „Ökumeniker“, dessen Verbindungen zum Kölner Katholizismus dazu helfen könnten, die tiefen Gräben und Abgründe zu überbrücken, die den Protestantismus von der ja nicht minder gebeutelten Papstkirche scheiden. Manfred Kock, der „Brückenbauer“! Ein protestantischer Pontifex...

Schon als kleiner Junge, so erheiterte der im katholischen Münsterland geborene Neukölner wiederholt seine Freunde und Mitarbeiter, habe es für ihn auf die Frage, was er denn einmal werden wolle, nur eine Antwort gegeben: „Bischof!“ Kurz vor dem „Kölner Werbefeldzug“ jedoch, als das vakante evangelische Bischofsamt in Berlin (siehe Anm.340) neu zu besetzen war, hatte ihm doch noch der weitaus bekanntere Heidelberger Theologieprofessor Dr. Wolfgang Huber seine Bewerbung streitig machen können. 1997 indes, als die „Kölner Kommunikationskampagne“ in aller Kirchenführer und Synodaler Munde war, da wurde Manfred Kock zwar kein Bischof, dafür aber - in einem einzigen Jahr! - sowohl Präses der Evangelischen Kirche im Rheinland als auch - diesmal hatte Bischof Huber kein Chance - Vorsitzender des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland.

Und seither hat sich nun auch im Berliner „Kunstdienst“ die Kunde vom Kunstliebhaber Manfred Kock verbreitet und mit ihr die Hoffnung, „Der Gipfelstürmer“ (‚Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt‘ vom 7.11.1997) werde schon zu verhindern wissen, daß der bei den Berliner Dom- und Dienstherren ungeliebte „Kunstdienst“ am Ende noch dem Sparstift der kirchenbehördlichen Abwickler hinterm Bahnhof Zoo zum Opfer fällt.

¹⁴ Am 29.8.1993 entrüstete sich auch das ‚Berlin-Brandenburgische Sonntagsblatt‘ unter dem Titel: „Mitarbeiter nach Kanzlerkritik abgemahnt“.

¹⁵ ...Als der Verf. seinen Vortrag „Der Verrat der evangelischen Kirche an den Juden - das Beispiel Köln“ in der Kölner Trinitatiskirche mit einer harschen Kritik am gerade in Köln erprobten „millionenschweren“ EKD-„Werbefeldzug“ einleitete, die wahren Hintergründe aufdeckte und daran erinnerte, daß das zur EKD-Kampagne aus Köln beigesteuerte und nun von den größten Plakattafeln der Stadt zum Kirchenbesuch einladende Farbfoto ausgerechnet den heimeligen Innenraum der neugotischen Nipperer Lutherkirche zeigte, in der 1933ff. „der Verrat der evangelischen Kirche an den Juden in Köln manifest wurde“, und die „Melancthon-Akademie“ den Vortrag auch noch drucken ließ (in: ‚RheinReden‘ 1/1994, S. 23-44), bekamen der Verf. ebenso wie der Akademieleiter Marten Marquardt den Zorn derer zu spüren, die hinter dem kirchlichen Propagandaunternehmen standen.-

„erdrückend“.¹⁶ Corinna Raupach entlockte dem abgemahnten Schriftsteller Jürgen Rennert eine aktualisierte Umschreibung des Apostelwortes: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen“: „...Wenn ich mich dem Herrn der Kirche, nämlich Jesus Christus gegenüber unbedingt loyal verhalte, kann ich mich unter Umständen gegenüber den Herren der Kirche nicht immer loyal verhalten...“ Der Kunstdienst habe es schon zu DDR-Zeiten nicht an aufrechtem Verhalten und Deutlichkeit fehlen lassen... „Man kann da doch nicht zurückschrauben.“¹⁷

Stefan Berg wies auf das peinliche Doppelspiel der Kirche hin: „Domeinweihungen gehen offensichtlich nicht ohne Ärger ab - zumal wenn Staatschefs teilnehmen. Der Streit um den Besuch des Staatsratsvorsitzenden Erich Honecker zur Wiedereinweihung des Greifswalder Domes im Juni 1989 ist noch nicht vergessen...“¹⁸ Doch anders als das bitterböse Nachspiel der Greifswalder Domeinweihung geriet das Berliner Exempel zur Dom-Posse. Einige Dialoge zwischen dem bibelkundigen Arbeitsrichter Peter Köpp und der von Präsident Werner Radatz für die Kirchenkanzlei zum Prozeß entsandten Kirchenjuristin Barbara Küntscher hätten ihren Platz durchaus im „Schwejk“ haben können.¹⁹ Schließlich nahm Richter Köpp Präsident Radatz - in Anspielung auf das Motto jenes von Bischof Kruse auch in der Berliner Kirche propagierten EKD-Werbefeldzuges „MISCH DICH EIN!“ - beim Wort: „Auch wer bei der Kirche arbeitet, muß sich einmischen.“

Eingemischt hatte sich am 12. November 1993 ja auch mein 1992 vereinbarter Zweiter Dom-Vortrag „George Grosz, die Kirche und das Evangelium“, der den Berliner „Dom-Rebellen“ gewidmet war.²⁰ Er deckte, aus Anlaß des 100. Geburtstages von George Grosz, anhand unbekannter EKU-Kirchenakten die Kumpanei zwischen

¹⁶ Aus: ‚epd-Landesdienst Ost‘ vom 31.8.1993, S.4.

¹⁷ Aus: ‚die tageszeitung‘ vom 28.8.1993.

¹⁸ Bei der Greifswalder Domweihe, im Juni 1989, war es genau umgekehrt. Da wurde der Einlader des DDR-Staatschefs Honecker, Bischof Gienke, „abgemahnt“; doch erst als Honecker politisch entmachteter war, entzog die Greifswalder Synode ihrem Bischof - kurz vor dem 9. November 1989 - das Vertrauen. Und einen Tag nach dem Rücktritt Gienkes, am 13.11.1989, erläuterte der ‚epd-Landesdienst Berlin(West)‘ den Hintergrund dieses einzigartigen Vorgangs im deutschen Nachkriegsprotestantismus (in dem mit Karl Immer jun. sogar ein ehemaliger SS-Mann Präses der Evangelischen Kirche im Rheinland sein konnte; siehe dazu den Himmelerbrief vom 11.3.1937 im Exkurs der Buch-Anm.197, S.324): „Zu der Entscheidung der Synode hatten vor allem der Leitungsstil Gienkes sowie sein kirchenpolitischer Alleingang bei der Einladung des damaligen Staats- und Parteichefs Erich Honecker zum Wiedereinweihungsgottesdienst für den aufwendig restaurierten Greifswalder Dom im Sommer dieses Jahres geführt.“ Zur ‚epd-Dokumentation‘ Nr.44/1989 vgl. H. Gienke, „Dome, Dörfer, Dornenwege – Lebensbericht eines Altbischofs, Hinstorff Verlag Rostock, 1996, vor allem die Seiten 312-365.

¹⁹ Der spätere ‚Spiegel‘-Redakteur Stefan Berg glossierte die Szene am 3.12.1993 im ‚Deutschen Allgemeinen Sonntagsblatt‘: „Richter Peter Köpp hatte sich ein paar passende Bibelstellen zum Thema Gewissensfreiheit herausgesucht, zum Beispiel aus der Apostelgeschichte: ‚Und nun, Herr, siehe an ihr Drohen und gib deinen Knechten, mit allem Freimut zu reden, dein Wort.‘ Oberkirchenrätin Barbara Küntscher konterte für die EKU und verwies auf Römer 13: ‚Seid untertan der Obrigkeit.‘ Illoyal sei es gewesen, die Leitung des Hauses nicht über den Aushang der Erklärung zu informieren. Da platzte dem Richter der Kragen: ‚Sagen Sie mal‘, fragte er die etwas ratlose Kirchenrätin, ‚bei wem hätte Luther denn seinen Thesenanschlag beantragen müssen?‘ Antwort: ‚Na, dem ging es ja auch nicht so gut.‘“ - Das ‚Berlin-Brandenburgische Sonntagsblatt‘ bot den Lesern am 5.12.1993 ein ganzes Feuerwerk theologischer Glanzlichter aus dem Munde des Richters am Berliner Arbeitsgericht Baumshulenberg und fragte: „Waren die Anwesenden in die falsche Veranstaltung geraten? Der Richter tritt als Theologe auf, wo die Theologen als Richter agieren? Die Begeisterung über den Mut und die Klarsicht des weltlichen Amtsträgers weicht bald einer Beschämung. Sollte nicht die Kirche der Welt das befreiende Evangelium zurufen und nicht umgekehrt?“

²⁰ In: Dahling-Sander, Chr./M. Ernst/G. Plasger (Hg.), Herausgeforderte Kirche, Anstöße - Wege - Perspektiven, Festschrift für Eberhard Busch, foedus-Verlag, Wuppertal 1997; S.144: „...Der Vortrag ist den vier Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Kunstdienstes gewidmet, die 1993, als sich der Geburtstag des Malers und Grafikers George Grosz zum 100. Male jährte, von der Evangelischen Kirche der Union (EKU) wegen ihres kritischen Flugblattes zur Wiedereröffnungsfeier des Berliner Domes mit einer Disziplinarstrafe belegt wurden.“

Kirche, Justiz und Militär auf, die Grosz in vielen seiner Werke als tönernen „Stützen der Gesellschaft“²¹ anprangert. Zwei Wochen später folgte dann der gerichtlichen Schweijkiade zweiter Teil. Die „Dom-Rebellen“ zogen den letzten Satz ihrer Erklärung - „Die Unterzeichnenden... entbieten Herrn Dr. Helmut Kohl ihr Unwillkommen!“ - zurück. Ihr Sieg hätte die durch die BRD/DDR-Währungsunion finanziell benachteiligten Neubürger der BRD in den Ruin gestürzt. Jetzt aber war es der unter Druck geratenen EKU-Kirchenbehörde unmöglich gemacht, den Prozeß womöglich kostensteigernd durch alle Instanzen weiterzuführen. Nun mußte auch sie zurückstecken und ihre Abmahnungen aus den drei Personalakten nehmen.-

Alles in allem ein Beitrag zur Berliner Kunst- und Domgeschichte, der mich an eine andere, von derselben Kirchenbehörde am 17. November 1918 angezettelte preußisch-protestantische Posse nach Berliner Domherren Art erinnerte:

Wenige Tage nach der Flucht seines Königs und Bischofs Wilhelm Zwo ins niederländische Doorn wurde der Geistliche Vizepräsident des Evangelischen Oberkirchenrates, der Oberhofprediger Ernst von Dryander - einer der Amtsvorgänger von Otto Dibelius, Oskar Söhngen und Werner Radatz - während seiner Predigt im Berliner Dom von dem Dadaisten Johannes Baader durch den Zwischenruf unterbrochen:

„Einen Augenblick! Ich frage Sie, was ist Ihnen Jesus Christus?- Er ist Ihnen Wurscht...“²²

Weiter jedoch kam der Berliner Künstler nicht. Da wurde er von den Domwächtern überwältigt, der Polizei übergeben, verhaftet und wegen „Gotteslästerung“ angeklagt.

Auch damals hatte sich ein bibelkundiger Berliner Richter vom rechthaberischen Paragraphen-Getön der Kirchenjuristen aus der Jebensstraße nicht beeindrucken lassen. Er gab dem Zwischenrufer recht und belehrte die Juristen der königlich-preußischen Gottesgelehrsamkeit, daß Johannes Baader nichts „Gotteslästerliches“ getan habe. Hätte der Herr Domprediger den Angeklagten nur ausreden lassen, anstatt die Politzei gegen ihn in Marsch zu setzen.

Bei der Festnahme nämlich sei das Manuskript seines Teiles der Dialogpredigt gefunden worden. Darin aber heiße es in völliger Übereinstimmung mit Gottes Wort weiter im Text: „...denn sie kümmern sich nicht um meine Gebote!“ Johannes Baader wurde freigesprochen...“

²¹ In seinem Ölgemälde „Stützen der Gesellschaft“ (1913) stellt Grosz – vor einem brennenden Haus – einen eifernden Pfarrer dar, umgeben von seinen vier Kumpanen: Dem General, dem Wirtschaftsboss, dem Pressezar und dem Hakenkreuzler.

²² Aus: H. Bergius/K. Riha (Hg.), Dada Berlin, S.144, und R. Hausmann, Am Anfang war Dada, S.56; dazu: H. Prolingheuer, Dom-Posse, in: „Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt“ vom 31.12.1993. Ein Jahr später griff der „Kunstdienst“ diese Dom-Posse auf in seiner dem Dadaisten J. Baader gewidmeten Ausstellung, „Der Ober-DADA Johannes Baader im Berliner Dom“, von November 1994 bis Februar 1995 im „Kunstdienst“-DOMizil.“



Margarete Beyer (Foto 1919) war die jüdische Frau des „Kunstdienst“-Gründers und -Leiters Oskar Beyer. 1933 wurde das Ehepaar im „Kunstdienst“ untragbar. Flucht und Vertreibung endeten in der Schweiz mit der Ausweisung. 1937 Rückkehr nach Deutschland. Vergebliche Hilfsersuchen beim „Kunstdienst“. 1943 in Rehbrücke, nahe Potsdam, Denunziation und Deportation nach Auschwitz, wo sie wenige Tage nach der Befreiung am 12. April 1945 im Alter von 52 Jahren verstarb. Der Heimatforscher Rüdiger Kläring, Nuthetal, ließ Margarete Beyer - ihr hat der Autor sein Buch über „Kirche & Kunst unterm Hakenkreuz“ gewidmet - im Juli 2008 in Rehbrücke, am Ort des Verrats, diesen ‚Stolperstein‘ setzen.

